

Alain Mabanckou

# Die Lichter von Pointe-Noire

Aus dem Französischen  
von Holger Fock und Sabine Müller

**liebeskind**

## DIE WUNDERFRAU

Lange habe ich meine Leser im Glauben gelassen, meine Mutter lebe noch. Ich will mich bemühen, von nun an zur Wahrheit zurückzukehren, in der Hoffnung, diese Lüge abzuschütteln, mit der ich bisher meine Trauer nur aufgeschoben habe. Mein Gesicht ist noch immer von diesem Verlust gezeichnet, und selbst wenn es mir gelingt, die Narbe durch eine aufgesetzte Fröhlichkeit zu kaschieren, tritt sie wieder zutage, wenn mein lautes Lachen plötzlich verstummt und in meinen Gedanken die Silhouette jener Frau auftaucht, die ich nicht alt werden sah, die ich nicht sterben sah und die mir in meinen schlimmsten Alpträumen den Rücken zuwendet und ihre Tränen vor mir verbirgt. Ganz gleich, auf welchem Kontinent ich mich befinde, sobald ich nachts eine Katze kreischen oder brünstige Hunde im Konzert heulen höre, sehe ich zum Himmel und denke wieder an eine der Legenden aus meiner Kindheit, an die Legende von der alten Frau, die wir im Mond zu sehen glaubten und die stets einen gut gefüllten Korb auf dem Kopf trug. Wir Jungen hoben nur leicht das Kinn und deuteten mit der Nasenspitze auf sie, denn wir waren überzeugt, dass man auf keinen Fall mit dem Finger auf sie zeigen oder den geringsten Laut von sich geben dürfe, sonst würde man am nächsten Tag taub, blind oder gar mit Elephantiasis oder lepromatöser Lepra aufwachen. Wir waren uns dennoch bewusst, dass es die Wunderfrau nicht auf

Kinder abgesehen hatte und dass die furchtbaren Krankheiten, mit denen sie die nach ihr Schielenden strafen konnte, den Erwachsenen galten, die versuchten, sie unverhüllt beim Baden in ihrem Wolkenfluss zu beobachten. Diese sittenlosen Strolche waren auf eine Handvoll Scharlatane hereingefallen, die behaupteten, allen, denen es gelang, einen Blick auf die unbekleidete alte Frau zu werfen, würden segensreiche Geschäfte und Glück im Alltag winken. Doch wir gehörten nicht zu denen, die irgendwelche Reichtümer erhofften, und aus eben diesem Grund duckten wir uns ins feuchte Gras und schlossen unsere Augen, damit die Frau nicht glaubte, wir wären auf dasselbe aus wie die Erwachsenen. Wahrscheinlich lachte sie dort oben über uns, denn sie konnte unsere tiefsten Gedanken lesen und wusste dank ihres untrüglichen Gehörs, dass wir da waren. Sie drehte sich um, schaute nach links und nach rechts und verschwand gerade in dem Augenblick, als wir uns auf den Bauch legten und vorgaben, tief zu schlafen. Wir wussten, dass sie in der Nähe war, dass sie uns heimlich beobachtete, und vielleicht gefiel ihr das, was für uns Teil eines Versteckspiels war.

Sie tauchte wieder auf, und wir sahen sie im Profil als einen von undurchsichtigen Wolken umstellten Schattenriss. Wir folgten mit den Augen ihrem langsamen Gang und erstarrten vor Schreck, wenn aus ihrem Tragekorb eine Myriade von Sternschnuppen herabfiel, ein richtiges Feuerwerk, das Signal für die Trommeln in der ganzen Gegend, die nun zu wirbeln begannen. Sicher kam in diesem Augenblick irgendwo ein Kind zur Welt, ein Kind, das nicht wusste, dass es seinen Atem dieser Frau verdankte,

die sich unter der Last der Buße krümmte, aber die Fülle des Lebens auf Erden gewährte. Während sich am Himmelsgewölbe alles beruhigte und der Mond sich schließlich zurückzog, erloschen zur selben Zeit zwei oder drei Sterne im Flug, als wären sie von der Kugel eines hinter uns stehenden Jägers getroffen worden. Wir sahen uns traurig an: Irgendwo war jemand gestorben. Und wir knieten uns hin und murmelten mit auf die Brust gedrücktem Kinn: »Ruhe in Frieden ...«

Wer war diese Nomadin der Vollmondnächte, deren Gesicht keiner je gesehen hatte? Man erzählte sich, ihre Geschichte gehe auf die Zeit zurück, als Himmel und Erde in ständigem Streit lagen. Die Erde warf dem Himmel seinen Wankelmut, seine Launen, seine Stimmungsschwankungen und sein Tosen vor, während sich der Himmel über den Leichtsinn der Erde beklagte. Gott sollte den Streit schlichten, und er stellte sich auf die Seite des Himmels, weil er dort wohnte. Damals opferte sich die Wunderfrau und nahm alle Sünden auf sich, die dem Unterbewusstsein der Menschen entsprangen. Sie verhinderte damit eine Katastrophe und rettete die menschliche Rasse vor der Vernichtung. In der Jahreszeit, die diesem Sühneopfer vorausgegangen war, wurden mehrere Dörfer im Süden des Kongo von einer nie da gewesenen Dürre und Hungersnot heimgesucht. Tier um Tier verendete, während die Flora so karg war, dass selbst die optimistischsten Zauberer prophezeiten, der Wald von Mayombe werde binnen vier Monaten verschwinden und eine unerbittliche Wüstenlandschaft werde sich ausbreiten, in der niemand über-

leben könne. Buschfleisch gab es in jenem Jahr nur in der Erinnerung. Alles war recht, um verspeist zu werden, und einige Dorfbewohner machten ein Vermögen mit dem Handel von Geckos, Glühwürmchen, Ameisen, Schaben, Fliegen und Mücken. Nach zwei Monaten fand man auch dieses Getier, vor dem man sich sonst kaum retten konnte, nirgendwo mehr. In einigen Stämmen soll man sich, so ging das Gerücht, um den Leichnam unlängst verstorbener Stammesmitglieder gestritten haben, um wenigstens eine Woche lang satt zu werden.

Eine blinde Zauberin mit lahmen Beinen, die sich fortbewegte, indem sie sich auf dem Hintern über die Erde schob, hatte mit scheppernder Stimme die Auslöschung unseres Landstrichs verkündet. Die Zeiger der Zeit würden unseren Landstrich vergessen, prophezeite sie, sie würden in den kommenden Tagen um Mitternacht stehen bleiben. Am Tag nach dieser schicksalhaften Stunde sähen sich die Bewohner nach dem Aufstehen dann mit einer anderen Welt konfrontiert: Wasser wäre rar oder gar nicht mehr aufzufinden, Luftspiegelungen, Sandstürme würden sich häufen und eine tödliche Hitzewelle käme über das Land. Anfangs nahm man diese Voraussagen nicht ernst. Alle dachten, die blinde und lahme Zauberin sei in ihren Hirngespinnsten gefangen, wie sonst war es zu erklären, dass sie jeden Abend vor ihrem Haus Bananen feilbot, die niemand kaufte, die aber dennoch immer weniger wurden? Woher hatte sie die Bananen, da doch im Süden des Landes die Wüste mehr als die Hälfte der Anbauflächen geschluckt hatte? Wer waren die Kunden, deren Zahl stetig anstieg? In Wirklichkeit war das der Anfang der allgemei-

nen Wahnvorstellungen, denn die Ware der Zauberin entsprang einzig der Einbildung der Dorfbewohner.

Eine Woche nach dieser sogenannten »Verkündung« wurden die ersten Anzeichen für das Ende der Zeiten immer deutlicher. Die Vögel ließen sich nicht mehr am Himmel blicken, der einem gähnenden Schlund glich, in dem man das Ausmaß eines göttlichen Zorns ausmachen konnte, dessen Beweggründe selbst die schlauesten Zauberer nicht durchschauten, die machtlos zusehen mussten, wie ihr Arsenal an Amuletten hartnäckig schwiag und keine Deutung zuließ. Diese Weisen fassten bei einer Vollversammlung einen Beschluss, der sogleich allgemeinen Protest hervorrief: Um den göttlichen Zorn zu besänftigen, sei es notwendig, eine Frau »auszuliefern« und ihr alle Sünden der Menschen aufzuladen, sagten sie. Männer besäßen diese Macht zur Erlösung nicht, Gott habe sie allein dem weiblichen Geschlecht übertragen, verkündete die erlauchte Versammlung. Das weibliche Geschlecht sah in dem Spruch eine missbräuchliche Anmaßung, und die meisten jungen Frauen winkten ab unter dem Vorwand, ihre Pflicht sei es, für Nachkommen zu sorgen. Nur die ältesten blieben übrig. Und auch sie waren der Ansicht, nur weil sie ihren Zenit überschritten hatten, könne man von ihnen ein solches Selbstopfer nicht erwarten, das auf dem Mist von Greisen gewachsen sei, die ihre Feigheit damit kaschierten, dass sie angeblich in Geheimwissenschaften eingeweiht seien. Was hätten sie außerdem jetzt, am Ende ihres Lebens, davon, und warum sollten sie sich für etwas opfern, das sie nicht mehr erleben würden? Während sich Männer und Frauen stritten, spitzte sich die Lage zu. Die Wüste

hatte einen Großteil des Waldes von Mayombe geschluckt und bewegte sich mit großen Schritten auf die Landesmitte zu. Da alle versagten, kam die Wunderfrau von ihrer Hütte oben am Berg herunter und bot sich aus freien Stücken den Weisen an. In einer Vollmondnacht führten vier Weise aus dem Dorf Louboulou und sämtliche Zauberer sie weit, weit weg in das letzte Buschland, das es in der Gegend noch gab. Sündenbock für die einen, Sühneopfer für die anderen, hatte man ihr die Hände mit Lianen auf den Rücken gebunden. Die Gehässigkeit, mit der man sie herumstieß, zeigte, wie fest die Gemeinschaft davon überzeugt war, die Alte sei die Ursache für das Unglück, das über die Region gekommen war. Sie war nicht mehr nur eine Freiwillige, sondern die wahre Schuldige, die sich selbst verraten hatte, und mehr brauchte es nicht, damit einige nach der Peitsche griffen und sie mit zusammengebissenen Zähnen auspeitschten. Stoisch, ohne Widerworte ging sie ihren Leidensweg.

Die Gruppe gelangte an eine Wasserstelle, die so winzig war, dass man darauf wetten konnte, dass sie in den nächsten Stunden austrocknen würde. Der Vollmond streifte über die Wipfel der Bäume, die fast alle vor Trockenheit verdorrt waren. Das göttliche Auge hatte beschlossen, Zeuge dieses menschlichen Vergeltungsakts zu sein, und beleuchtete das Geschehen, als ein Zauberer mit zittriger Stimme die Anklageschrift verlas und im Namen des Gemeinwohls verkündete, die Alte werde von nun an in jener leuchtenden Scheibe wohnen und bis ans Ende der Tage einen Korb auf ihrem Kopf tragen. Fügsam, noch immer mit gefesselten Händen und zum Himmel gerichtetem

Blick, kniete das Opfer in der Wasserstelle nieder. Die Frau gab keinen Laut von sich, als einer der Zauberer mit einem Messer bewaffnet aus der Gruppe trat und es über ihrem Kopf erhob. Es herrschte Totenstille, dann schnitt er mit energischer und entschlossener Geste der Frau die Kehle durch. Sofort zog sich der Mond zurück und erschien erst im folgenden Monat wieder, und diesmal mit einer alten Frau in seinem Rund, die einen Korb auf dem Kopf trug. Zum Erstaunen der Bewohner im Süden des Landes.

Von nun an sollte am ersten Freitag des neuen Jahres ein Opferfest zum Gedenken an die alte Frau abgehalten werden. Die Vögel zogen erneut über unseren Himmel, es regnete eine Woche lang, es gab wieder reichlich Früchte und üppige Ernten, während es in den Flüssen vor Fischen wimmelte und im Buschland Tiere aller Arten sich tummelten und vermehrten ...

\*

Natürlich bin ich älter geworden, der Glaube aber bleibt erhalten, geschützt von einer Ehrfurcht, die der Versuchung durch die Vernunft widersteht. Und ich spüre diesen Glauben noch stärker, seit ich nach über dreiundzwanzig Jahren der Abwesenheit an die Stätte meiner Kindheit zurückgekehrt bin. In jeder Vollmondnacht packt mich die Angst und treibt mich hinaus. Überall um mich herum sehe ich die Umriss der Gegenstände wie Schatten, die mich heimlich beobachten und sich darüber wundern, dass ich der Wunderfrau nicht huldige. Und ich schaue zum Himmel hinauf und denke, dass jene alte Zigeunerin

vielleicht ihren ewigen Frieden gefunden und eine andere Frau ihre Stelle eingenommen hat, die ein wenig jünger ist als sie, eine Frau, die ich am besten von allen kenne und die ebenfalls zu einem solchen Opfer bereit gewesen wäre, Pauline Kengué, die mich geboren hat und die, ich sage und schreibe es jetzt, um ein für alle Mal jeden Zweifel auszuräumen, 1995 gestorben ist ...

## DIE FRAU VON NIRGENDWO

Von meiner Mutter habe ich ihre hellbraunen Augen in bleibender Erinnerung. Ich musste sie in ihrer ganzen Tiefe ausloten, um die Sorgen aufzuspüren, die sie durch ein plötzliches Zusammenziehen ihrer Pupillen vor mir verbarg. Für sie war es ein Schutzreflex und für mich einer der Gründe, die erklärten, warum sie mir während meiner Kindheit nie wirklich direkt in die Augen gesehen hatte. Damals nahm ich mich vor ihren übertriebenen, überschwänglichen Freudenausbrüchen in Acht, die im Grunde ihren Kummer übertünchten und mir das falsche Bild einer Mutter vorspiegelten, die gegen die Widrigkeiten des Alltags gewappnet war. Ohne dass es mir gelang, suchte ich in den Handlungen, für die sie am wenigsten Kraft aufbrachte, nach Zeichen eines inneren Schmerzes und stieß stets auf die heitere Maske, die sie während ihres ganzen kurzen Daseins trug. Vor mir verletzlich zu wirken war für sie die größte Schande. Die meisten ihrer Unternehmungen hatten ein einziges Ziel: mir zu beweisen, dass sie imstande war, mit dem Segen unserer Ahnen jegliche Schwierigkeiten zu überwinden, wie damals, als sie träumte, ihre verstorbene Mutter N'Soko hätte an der Côte Sauvage fünfhunderttausend CFA-Francs im Sand vergraben, worauf sie sich bei Tagesanbruch mit verschlafenen Augen und ungekämmtem Haar dorthin begab. Sie stieß auf einen hübschen Batzen Geld, mit dem sie ihr Geschäft ankurbeln

konnte. Wenn sie vom Grand Marché nach Hause kam und ihre Geschäfte nichts eingebracht hatten, war es das Gleiche, dann versuchte sie mich abzulenken, schickte mich fort, um einen Liter Petroleum oder Dochte zum Auswechseln für unsere beiden Sturmlampen zu kaufen, und schloss sich in ihr Zimmer ein, wo sie über ihre Ausgaben Buch führte. Sie merkte nicht, dass ich schon zurück war und hörte, wie sie Gebete murmelte, sich schnäuzte und immer wieder, von heftigem Schluchzen unterbrochen, den Namen meiner Großmutter aussprach. Ich wusste, dass es nicht der Unglückstag war, der sie in diesen Zustand versetzte, sondern eine Vogelscheuche, die hinter ihrer Schlafzimmertür stand und die mir mit ihrem Strohhut stets Angst einjagte. Ich hatte das Gefühl, sie sei ein menschliches Wesen, das uns auflauerte und sich wirklich bewegte. Ihre Lumpen glichen ineinandergeschlungenen Lianen, die schaukelten, sobald man ins Zimmer trat. Mein Mutter war dabei, als man diese Vogelscheuche in Louboulou baute und zum Schutz des Feldes in dessen Mitte aufstellte, nachdem Großmutter N'Soko zu ihrem Leidwesen entdeckt hatte, dass eine Armee erbarmungsloser Vögel ihr Maisfeld zur Hälfte geplündert hatte. Viele Jahre später, beim Tod der Großmutter, bestand Mama Pauline darauf, dass sie dieses Ding erbe, während ihre Geschwister, die sich über ihren beharrlichen Wunsch und ihre Gleichgültigkeit gegenüber materiellen Gütern wunderten, sich auf das Vieh und das Feld stürzten und sie verkauften, da keiner von ihnen im Busch bleiben wollte.

Ich durfte mich nicht in die Nähe dieser Vogelscheuche wagen, es sei denn auf ausdrückliche Anweisung meiner

Mutter. Musste sie mich noch daran erinnern, wo mich doch allein die Existenz dieser Gestalt einschüchterte, von der ich nicht wusste, wozu sie in unserem Haus gut sein sollte. Ich zitterte, wenn meine Mutter mir am Tag vor einer Klassenarbeit oder einer Prüfung am Ende des Schuljahres befahl, die Vogelscheuche zu grüßen, bevor ich mich auf den Schulweg machte. Da ich zögerte, mich dem Schreckgespenst zu nähern, sprach sie mir gut zu:

»Es wird dir Glück bringen und dir sagen, was du schreiben musst, damit du eine gute Note bekommst ...«

Die Vogelscheuche, die wir Massengo nannten, hatte jeden unserer Umzüge in der Stadt mitgemacht. Als wir zur Miete im Stadtteil Fonds Tié-Tié wohnten, war sie da, festgeklemmt hinter der Zimmertür meiner Eltern. Das Jahr, in dem wir bei Tonton René wohnten, um sein Haus zu bewachen, während er sich beruflich im Ausland weiterbildete, begleitete uns Massengo ebenfalls. Als wir das Haus im Vougou-Viertel erwarben, war Massengo noch immer da. Bei jedem Neujahrsfest stellte meine Mutter einen Teller Schweinefleisch mit Kochbananen, das typische Gericht des Bembé-Stammes, vor die Vogelscheuche. Sie redete mindestens eine Stunde mit Massengo, um ihn darüber zu unterrichten, was wir im Laufe des Jahres geschafft und was wir uns für das neue Jahr vorgenommen hatten. Und später erfuhr ich, dass meine Mutter kein Bankkonto besaß, sondern ihre Ersparnisse in einem Loch aufbewahrte, das mit Massengos Lumpen bedeckt war, von dem es hieß, er habe die Macht, die Ersparnisse, die man ihm anvertraute, zu verzehnfachen. Ich glaubte daran, zumal meine Mutter nie auf dem Trockenen saß ...



Trotz der Vorkehrungen, die sie traf, um ihre Sorgen nicht preiszugeben, gelang es Mama Pauline nicht, ihre Verletzlichkeit vor mir zu verbergen, wenn ich sie aus Ärger darüber, dass sie mich noch immer nicht ansah, obwohl ich mich aus Leibeskräften anstrengte, ihrem Blick zu begegnen, mit der Frage bedrängte, ob irgendetwas nicht stimmte. Natürlich beeilte sie sich, in Gelächter auszubrechen und mir zu versichern, meine Sorgen seien grundlos, ich könne doch sehen, wie gut es ihr gehe, schließlich lachte sie ja, und jemand, der Sorgen habe, könne sicher nicht so entspannt und fröhlich sein wie sie. Und sie fügte

ihrer kleinen Theatervorstellung stets noch ein Ablenkungsmanöver hinzu, das zu aufgesetzt wirkte, um spontan zu sein, und erzählte mir eine Geschichte, kam vom Hölzchen aufs Stöckchen, ohne diese Heiterkeit zu zügeln, die meine Angst noch steigerte und mich in meiner Auffassung bestärkte, dass sie in Schwierigkeiten steckte.

Ich hörte ihr nur mit halbem Ohr zu, aber sie bemerkte es sofort:

»Du lachst nicht mit mir? War die Geschichte von dem Ferkel, das mit zwei Rüsseln, aber nur einem Nasenloch zur Welt kam, nicht lustig?«

Ich erwiderte nichts darauf. Ich starrte zur Decke, dann schlug ich die Augen nieder. Jetzt war sie an der Reihe, sich um mich zu sorgen, denn innerhalb von wenigen Sekunden hatte sich wie durch Ansteckung ein dunkler Schleier über mein Gesicht gelegt, war ich doch immer fester davon überzeugt, dass jemand ihr Böses wollte oder dass es ihr trotz der Vogelscheuche Massengo und ihren Kräften nicht mehr gelang, die Schulden zurückzuzahlen, die sie aufgenommen hatte, um die Gewerbesteuer für ihren Stand auf dem Grand Marché bezahlen und unbeschwert arbeiten zu können. Mit elf Jahren wusste ich bereits, dass diese Abgabe vielen Familien das Genick gebrochen hatte, in denen die Mütter darüber verzweifelten, dass man ihnen wegen einer verspäteten Zahlung das Recht zum Verkauf ihrer Erdnüsse entzog. Sie kamen am Morgen und trafen vor ihrem Verkaufstisch entschlossene städtische Beamte an. Der Begriff Verhandlung kam im Wortschatz dieser Höllenhunde nicht vor. Sie wurden dafür bezahlt, die Marktfrauen zu vertreiben, um Platz zu ma-

chen für jene, bei denen die Händlerinnen sich verschuldet hatten. Entweder bezahlten die Marktfrauen, indem sie sich bei anderen Geld liehen, oder sie gingen nach Hause und wussten nicht, wie sie ihre Kinderschar ernähren sollten, die auf sie wartete und keine Ahnung hatte, welche Sorgen ihre Mama quälten. Doch meine Mutter gehörte zu keiner der beiden Kategorien, sie rechnete fest damit, dass sie ihre Abgaben fristgerecht entrichten konnte.

Ihre traurige Stimmung reichte weit zurück, und ihr Blick, der, selbst wenn sie in Wut geriet, weder hart noch gehässig war, verriet ihren Dickkopf angesichts der vielen Hindernisse, die sie, die bescheidene Bäuerin aus Louboulou, einem Nest auf roter Erde, wo Mais, Rüben, Jams, Bananen angebaut und Schweine gezüchtet wurden, überwinden musste. Um diesen Landstrich zu vergessen, wo der Kerl, der sie hätte heiraten sollen, sich wortlos aus dem Staub gemacht und sie wenige Monate vor meiner Geburt ihrem Schicksal überlassen hatte, beschloss sie wie eine Frau von nirgendwo, im brummenden Pointe-Noire zu leben, jener Küstenstadt, der ich dieser Tage einen Besuch abstatte und die damals gegenüber den Neuankömmlingen mit ihren von der Feldarbeit verdreckten Füßen kein Erbarmen kannte. In ihren Augen war ich die Fortsetzung ihrer Existenz, der Lichtschimmer am Ende eines endlos langen Tunnels. Ich war das unleugbare Zeichen einer Unsterblichkeit, die sie endlich erlangt hatte, als ich mich in jener brennend heißen und zugleich eisigen Nacht des 24. Februar 1966, in der es dem Mond schwergefallen war, die Finsternis zu vertreiben, während die Hähne ungeduldig darauf warteten, einen neuen Tag zu verkünden, in ei-

nem baufälligen Entbindungshaus im Bezirk Mouyondzi aus ihrem Bauch befreit hatte. Ungläubig vor Glück, das die Erinnerung an das Debakel mit meinem Erzeuger kaum schmälerte, legte sie damals voller Angst ihre fiebrigen Hände auf meine Brust, prüfte, ob ich atmete, ob ich keine Erscheinung war, die sich davonmachte, sobald sie sich umdrehte. Man musste ihr gut zureden, damit sie es der Krankenschwester überließ, das Neugeborene zu waschen, das sie in ihre Arme schmiegte. Denn sie fürchtete bei all dem, dass ich meinen beiden älteren Schwestern folgen könnte, die bei der Geburt gestorben waren, ohne dass es ihr je gelungen war, das Rätsel ihres frühen Abschieds zu lösen. Vielleicht hatten diese beiden Engel von der Prophezeiung einer Cousine unserer Mutter gehört, die sich aus Neid hatte hinreißen lassen, öffentlich zu verkünden, das Schicksal von Mama Pauline werde das düsterste der Familiengeschichte sein. Mit ihrer Lästertongue hatte diese Cousine meiner Mutter prophezeit, sie würde keine Kinder haben, allein in einer Hütte sterben, und sollte sie durch eine glückliche Fügung des Schicksals doch ein Kind bekommen, würde es ein undankbarer Knabe sein, der mit zwanzig Jahren das Land verlassen und an dem Tag, an dem sie ihren letzten Seufzer tät, Tausende Kilometer fern von ihr sein würde. Dieser Junge würde ihr also nicht gehören, er würde nur vorübergehend bei ihr bleiben und in den nächstbesten Bauch umziehen, den er auf seinem Weg finden würde.

Doch mit dem Handrücken fegte meine Mutter diese Prophezeiung hinweg, buchte sie auf das Konto einer kinderlosen Verwandten, die auf die Fruchtbarkeit anderer

neidisch war, und zog mit einem Kind im Arm und der in Bananenblätter verpackten Vogelscheuche von Großmutter N'Soko nach Pointe-Noire. Sie trug einen Pagne um die Hüften und zeigte damit, dass sie selbst in großer Verzweiflung entschlossen war, ihren Stolz zu bewahren. Ihr Weg war lang, wie bei einer Sinuskurve ging es auf und ab bis zu jenem Tag, an dem sie einem anderen Mann begegnete. Er sollte mein Vater werden, mein wahrer Vater in meinen Augen, dem ich instinktiv meine kleinen Hände entgegenstreckte, bis ich zu lächeln anfang, weil ich spürte, dass ich mich vom Boden löste und, angehoben von einer unbezwingbaren, unvergleichlichen Körperkraft, seiner Kraft, das Gesetz der Schwerkraft überwand, um auf seinen Schultern Platz zu nehmen, während meine Beine seinen Hals umklammerten. An diesem Tag hörte man mich die beiden magischen, gleichlautenden Vokale sprechen, die durch zwei Zwillingskonsonanten verflochten sind: »Papa«. Dieser Mann, den ich in meinem autobiografischen Roman *Morgen werde ich zwanzig* voller Ehrerbietung »Papa Roger« genannt habe, ruht auf dem Friedhof Mont-Kamba in einem Grab neben dem meiner Mutter ...